

Überlebt mit knapper Not

Rassisch verfolgte Christen in unserem Kiez 1933-45.

Aus Erzählungen von Anna M.¹, die damals in der Choriner Str. wohnte:

1940 wurde Anna als Siebenjährige zusammen mit ihren fünf Geschwistern und der Mutter in der Oranienburger Str. 20 von Pfarrer Sylten getauft. Die Mutter gehörte bis dahin zur jüdischen Gemeinde, der Vater zur evangelischen Kirche. Die jüngste Schwester war gerade geboren. In der Oranienburger Str. 20, wo die Taufen stattfanden, hatte Pfarrer Grüber ein Hilfs-Büro für rassisch Verfolgte eingerichtet, das auch Anlaufstelle für diese Familie war. Dort arbeitete Pfarrer Sylten. (Selbst jüdischer Abstammung, wurde er später zusammen mit Pfarrer Grüber verhaftet und kam im KZ Dachau um.)

Streng gläubig waren die Eltern beide nicht. Gefeierte hatten sie die Feste beider Religionen: Weihnachten und Chanukka und Ostern... Anders die jüdische Großmutter, die nach jüdischen Vorschriften kosher aß und ihre Enkelin mit in die Synagoge in die Rykestraße nahm. Der Besuch dort ist die letzte schmerzhafteste Erinnerung Annas an ihre Großmutter. Diese konnte sich zwar ins Ausland retten, starb dort aber bald. Aus Gram, wie Anna meint. Die Eltern hatten sich früher auch um die Ausreise für ihre Familie bemüht, traten aber zurück zugunsten von Menschen, für die es bereits um Leben und Tod ging.

Von der Taufe 1940 erhofften die Eltern im buchstäblichen Sinn eine Lebensrettung für sich und ihre Kinder aus der auch für sie immer schärfer werdenden rassischen Verfolgung. Aber Hitler erkannte die Taufe nicht an: Die Mutter und die Kinder galten weiter als Juden

(»Geltungsjuden«) und mussten ab Herbst 1941 den »Gelben Stern« tragen. Nur bei der jüngsten Schwester traf das nicht zu, da sie direkt nach der Geburt getauft wurde. »Kurios« findet Anna, wie die Nazis Kinder derselben Eltern so unterschiedlich klassifizierten. Besonders »kurios« findet sie noch heute, wie ihr blonder, blauäugiger kleiner Bruder, »der überhaupt nicht jüdisch aussah« einmal ohne Stern im Lustgarten SS-Männern in die Arme lief, von ihnen hochgehoben wurde und als Werbung für die Winterhilfe von der Wochenschau-Kamera gefilmt wurde. (Den Stern hatten sie mit Druckknöpfen befestigt und legten ihn ab, sobald sie weit genug aus ihrem Kiez entfernt waren.) Als 1942 alle jüdischen Schulen und auch die dort existierenden Sonderklassen für christliche Kinder jüdischer Abstammung schließen mussten, war für Anna nicht nur der Schulbesuch beendet, sondern sie verließ auch kaum noch die elterliche Wohnung. »Wenn man unten mit dem Stern lief, konnte jeder mit einem machen, was er wollte... In den Luftschutzkeller durften wir auch nicht. Da haben wir die Bombenangriffe oben in der Wohnung erlebt.« Aber auch die Wohnung war ihnen nicht sicher. Bitterböse Briefe bekam die Mutter von Nachbarn, mit der Aufforderung, die Wohnung zu räumen. Zum Glück war der Hauswirt anderer Gesinnung.

Zwei ältere Geschwister mussten Zwangsarbeit leisten, die Schwester in einer Schneiderei, der Bruder bei Siemens. Von dort sollte er im Februar 1943

im Rahmen der berüchtigten »Fabrikaktion« deportiert werden. Wegen Krankheit war er an dem Tag nicht in der Fabrik und zum Glück auch nicht zuhause. Er blieb unauffindbar und entkam. Die Mutter wurde im März 1943 »abgeholt«, ausgerechnet am Geburtstag eines Kindes. Anna sah vom Balkon aus, wie ihre zierliche, klein gewachsene Mutter, die nicht allein auf den Lastwagen kam, dort hinaufgeworfen wurde. Sie wurde in die Sammelstelle in der Großen Hamburger Straße gebracht. Der Vater setzte alle Hebel in Bewegung, seine Frau frei zu bekommen. Da sie mit einem »arischen« Mann verheiratet war, lebte sie in »privilegierter Mischehe«, was einen gewissen Schutz bot. Zudem besaß er aus dem 1. Weltkrieg das »Eiserne Kreuz« als Auszeichnung. Spät am Abend desselben Tages war sie wieder frei. Doch die Angst blieb. Bei jedem Klingeln die bange Frage: »Kommen sie jetzt einen holen?« Dann musste sich der Vater »stellen«. Aufforderungen, sich scheiden zu lassen, war er nicht nachgekommen. Das kam für ihn überhaupt nicht in Frage. Man drohte ihm deswegen mit Haft, die er im Herbst 1943 antreten musste. Er kam in ein Lager bei Halle, wo der schwer asthmakranke Mann in einem Moorgebiet mehr als 1 1/2 Jahre lang bis Kriegsende Zwangsarbeit leisten musste. Das Leben seiner Familie hing an ihm: »Wenn mein Vater verstorben wäre, dann wären wir alle – vielleicht bis auf meine jüngste Schwester – weggekommen, dann wäre nichts mehr da.« Von den Verwandten ihrer Mutter hat niemand überlebt. Einer nach dem anderen wurde »abgeholt« und kam nicht wieder. Der Vater hat seine Frau und seine sechs Kinder gerettet. Als Christ und überzeugter Sozialdemokrat

wäre er auch ohne seine Heirat mit einer Jüdin gegen Hitler gewesen. Durch das Festhalten an seiner Ehe und Familie hat er akut sein Leben riskiert und kam in einem schlimmen Zustand 1945 aus dem Lager.

Wie konnte die Mutter allein ohne ihren Mann, der bis dahin als Facharbeiter bei Siemens regulär beschäftigt gewesen war, den Lebensunterhalt für die Familie organisieren? Anna weiß auch nicht, wie sie das geschafft hat. Eine kleine Ration bekamen sie auf speziellen Lebensmittelkarten für Juden. Davon konnte man aber nicht leben. Zudem erwies sich die Karten-Ausgabestelle für Menschen in »Mischehen« in der Heinrich-Roller-Straße immer wieder als Falle: War der »arische« Partner in der Haft verstorben, wurden seine nichtsahnenden Angehörigen von dort gleich deportiert. Jeder hatte Angst, dorthin zu gehen. Geholfen hat u.a. eine Nachbarin. Heimlich natürlich, denn das war streng verboten. Weihnachten 1943, als die Familie nichts hatte, nichts zu essen, geschweige denn Geschenke oder einen Baum, legte sie ein Päckchen mit Hühnerklein und Reis vor die Tür. Seitdem ist für Anna Hühnerbrühe zu Weihnachten Tradition...

Dass es solche helfenden Menschen gab, die »nicht mitmachten«, hat sie immer wieder aufgerichtet. Zu diesen gehörte auch ein »arischer« Arzt, der sich über das Verbot hinwegsetzte und ihre jüngste Schwester behandelte. Für Anna selbst fand sich einige Zeit vorher kein Arzt für die Behandlung ihrer Ohren. So wurde sie auf einem Ohr taub. Dieser gesundheitliche Schaden ist ihr aus der Zeit der Verfolgung ebenso geblieben wie eine Ängstlichkeit, die schnell in Panik umschlägt, wenn Angehörige nicht rechtzeitig nach Hause kommen

oder es plötzlich klingelt. Das Auftreten von Neonazis hat diese Ängste noch verschlimmert.

Neben Pfarrer Grüber hat auch Pfarrer Ulrich aus der Segensgemeinde in der Zeit der Verfolgung geholfen. Wie genau, weiß Anna nicht, aber er hat die Mutter unterstützt. Nach dem Krieg ging sie bei ihm in den Unterricht und wurde zusammen mit ihrem Bruder 1947 konfirmiert. Eine ältere Schwester hatte ihre Konfirmation noch während des Krieges in der Segensgemeinde mitten im Bombenhagel. Am Gemeindegelände konnten sie in der Zeit kaum teilnehmen, da sie sich nicht trauten, die Wohnung zu verlassen. Anfangs ging Anna noch in den Kindergottesdienst. An Reaktionen in der Gemeinde auf ihren »Gelben Stern« kann sie sich nicht erinnern. Keinesfalls ist sie des Gottesdienstes verwiesen worden, wie es in einigen anderen Berliner Gemeinden geschah.

Noch heute erinnert sie sich mit Befremden daran, wie Pfarrer Figur einmal in Uniform Gottesdienst gehalten hat. Wie konnte ein Pfarrer in dieser Weise den Krieg gutheißen? Das war und ist für sie unvereinbar mit dem christlichen Glauben, dem sie bis heute treu geblieben ist. Pfarrer Figur sagte 1984 in einem Interview: »Als 1941 der Russland-Feldzug kam, haben wir den gern mitgemacht... Wir wollten nicht unter die russische Diktatur geraten.«² Im selben Interview erinnert er sich: »Als ich einmal im Krieg einen Gottesdienst hielt, saß unter den Gemeindegliedern auch ein junges Mädchen mit einem Judenstern. Ganz still saß es da. Ich konnte es nie vergessen.« Es könnte Anna gewesen sein.

Das Gespräch mit Anna M. führte die Autorin G. Lachenicht zusammen mit Pfr. G. Mangliers am 10. 6. 2004

1) Name geändert

2) in Sandvoß, H. R.: Widerstand in Prenzlauer Berg und Weißensee. Berlin 2000. S. 246 und S. 264

